

inspiration:

ZEITSCHRIFT FÜR CHRISTLICHE SPIRITUALITÄT
UND LEBENSGESTALTUNG

Flucht



GRÜNEWALD

Inhalt Heft 4.16

Flucht

1 **Vorwort**

Stefan Kiechle

2 **Fliehen und bleiben**

Von einer wechsellvollen Grunderfahrung des Menschen

Johanna Schulenburg

8 **Von göttlicher Führung durch menschliche Mitwirkung**

Mt 2,13–15 – Jesus, Sohn Gottes auf der Flucht

Hansjörg Schemann

14 **»Wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht?«**

Biblische Fluchtgeschichten erschlossen für die Geistliche Begleitung

Marco A. Sorace

21 **Flucht und Exil in der Kunst**

Ästhetische Annäherung über ein Werk von Ernst Barlach

Christian Modehn

27 **Die Wahrheit findet sich in der Fremde**

Philosophen als Flüchtlinge

Johanna Thie

34 **Die Flucht vor Häuslicher Gewalt – eine Chance?**

40 Jahre Frauenhäuser in Deutschland

Georg Magirius

40 **Himmelweite Heimat**

Warum das Fremde nicht ausgeschlossen werden kann

Neu gelesen

46 **Navid Kermani, Einbruch der Wirklichkeit. Auf dem Flüchtlingstreck durch Europa (C.H. Beck 2016)**

Lena Zachmann

Himmelweite Heimat

Warum das Fremde nicht ausgeschlossen werden kann

Es war bereits spätabends, als ich etwas Verbotenes tat: Ich schaute einen Heimatfilm. Bei meinem Wandern durch die Fernsehlandschaft war ich im »Wirtshaus im Spessart« eingekehrt. Und war hingerissen! Vielleicht weil ich selbst manchmal durch Spessartwälder wandere. Der Film aus den angeblich so verklemmten 50er-Jahren wirkte auf mich gar nicht kitschig oder kleinkariert, sondern frech. Die burschikose Liselotte Pulver schleicht sich in die Räuberhöhle – in der Kluft als Mann. Ekstatisch tanzt sie, rauft sich, singt lauthals – und immer wieder wird eine höfisch-militärische Welt lächerlich gemacht.

Der Film leugnet nicht das Bedürfnis, sich an einem Ort oder in einer Landschaft aufgehoben zu fühlen. Nur empfand ich das Bekenntnis zur Idylle nicht als eng, weil ständig Grenzen überschritten werden. Die Waldlandschaft des Spessarts gegen Fremdes abzusichern, wäre sowieso absurd, ruht in ihr doch etwas unauslotbar Tiefes, etwas Unheimliches. Im Spessart kann man sich verlaufen – auch heute noch, was sich dann alles andere als heimelig anfühlt. Der Film wirkte auf mich völlig anders als jene Heimatbekenntnisse, die wie Kampfansagen auftreten: die fein abgezielten Eigenheimbereiche, die ein Besucher nur mit Strümpfen betreten

darf, damit kein Steinchen das Parkett zerstört. Nur auf Platten darf man durch den Garten, um den als lebenswert eingestuften Gewächsen beste Wachstumschancen zu geben – Unkraut muss raus! Aber weil es wieder kommt, geht man dazu über, immer weitere Gartenflächen zu asphaltieren.

Womöglich sind es die Heimatlosen, die einer tiefen Geborgenheit eher auf der Spur sind als all jene, die durch das Schließen ihrer Fenster die Heimat verteidigen wollen.

Auch Laub- und Obstbäume werden ausgebürgert, weil sie den Boden verdrecken. So bleibt der heimische Boden rein, ist aber offenbar niemals rein genug, sodass der Hochdruckreiniger jeden Samstag von Neuem im Fortissimo zu musizieren beginnt.

Spätestens dann ist mir klar, dass ich in Heimatdingen unmusikalisch bin. Oder kann Heimat auch anders klingen? Ich sehne mich nach einer tiefen Geborgenheit, die sich erfrischend vertraut anfühlt, weil sie das Wachsen nicht verhindert – auch des vermeintlichen Unkrauts nicht, das oft die schönsten Blüten treibt. Diese Geborgenheit lebt nicht davon, andere auszuschließen. Und womöglich sind es die Heimatlosen, die ihr so-

gar eher auf der Spur sind als all jene, die durch das Schließen ihrer Fenster die Heimat verteidigen wollen. Das aber schützt die Heimat nicht, sondern führt zu Mief und Angst.

Die Angst vor dem Fremden schwindet nicht, indem man es abzuwehren versucht, glaube ich. Und auch nicht, wenn man eine bestimmte Anzahl Flüchtlinge ins Land lässt, um sie dann in dem Sinn zu integrieren, dass sie als Bald-schon-nicht-mehr-Fremde das Land zu einer noch erfolgreicheren Wirtschaftsmacht machen, wie es häufig heißt. Stattdessen kann eine viel umfassendere Heimerfahrung dann beginnen, wenn man Fremde, Migranten und Heimatlose nicht als einen zu beseitigenden Problemfall ansieht – und sei es durch Integration. Denn die Integration anderer kann das Gefühl nicht beseitigen, sich selbst zuweilen nicht immer ganz zu Hause zu fühlen. Dieses Gefühl gehört zum Menschen, lässt sich allenfalls verdrängen oder überdecken. Es muss auch nicht als Defizit verstanden werden. Denn es kann dazu animieren, auf die Suche nach einer Heimat zu gehen, die nicht an Ortsschilder gebunden ist. Dieses Suchen hofft auf eine Geborgenheit nicht ohne Freiheit. Und ist damit stärker als die Trutzburgen, in denen sich die Heimatverteidiger verschanzen, damit alles beim Alten bleibt – harmonisch, gemütlich und so nett, bis es erdrückt und unterdrückt, auch einen selbst.

Auf Heimatsuche in der Bibel

Von der Kraft solch einer ortsungebundenen Heimat lese ich in der Heiligen Schrift. Freilich ist dort auch das klassische Verständnis von Heimat zu entdecken. Nicht jedes fest errichtete Heim wird hinterfragt, weil es auf Sand gebaut wäre. So findet sich in der alttestamentlichen Weisheitstradition ein klares Ja zum Leben, dem eine beruhigende Ordnung zugrundeliegt. Der Mensch soll Häuser bauen, Wein anbauen, sicher wohnen und kann das Leben genießen und feiern. Aber nicht nur ein bestimmter Ort oder ein Land, sondern die ganze Welt kann in diesem Sinn als Heimat verstanden werden. Prägnant findet sich das im Schöpfungsbericht eingangs der Bibel, wenn Gott urteilt: »Und siehe, es war sehr gut« (Gen 1,31).

Der Mensch also kann auf der Erde Wurzeln schlagen. Allerdings ist die Bibel viel zu realistisch, um ihn mit einem Baum zu verwechseln. Sonst hätte allein der Heimatrecht, der an dem Ort bleibt, wo er geboren ist oder lange lebt. Aber nichts Geringeres als die Geschichte Jesu bestreitet, dass Heimat an einen Ort gebunden sein muss. Ein evangelischer Pfarrer, der gerade in ein lebenslanges Dienstverhältnis übernommen worden war, hat mich einmal vom Gegenteil überzeugen wollen: »Jesus ist ein heimatverbundener Mensch gewesen, kein Landstreicher«, sagte er. Als Zimmermann habe er, zeige die sozialgeschichtliche Exegese, einen mehr als einträglichen Beruf gehabt. »Jahrzehnte war er heimisch in Nazareth!« Das mag stimmen. Nur interessiert sich das Neue Testament dafür so gut wie

gar nicht, sondern fast ausschließlich für jene Monate, die er als Wanderprediger durchs Land gezogen ist.

»Die Füchse haben Gruben«, sagte Jesus einmal, »und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege« (Mt 8,20). Damit meinte er sich und bekannte sich als heimatlos – wenn man unter Heimat allein die sprichwörtlichen vier Wände versteht. Freilich habe er einen Vater im Himmel, sagte er, was als ein Obdach der anderen Art verstanden werden kann.

Heimat ohne geographischen Ort?

Dieses himmelweite Verständnis von Heimat erlaubt es nicht nur Jesus, sich genau am rechten Fleck zu fühlen, ohne dafür einen bestimmten Platz nötig zu haben. Gerüche oder ein bestimmter Geschmack können tiefe Geborgenheitsgefühle auslösen. Für mich etwa schmecken wild gewachsene Heidelbeeren nach Heimat. Stundenlang sammelte ich sie als Kind im Schwarzwald – im Urlaub. Bei uns zu Hause waren sie nicht zu finden, mochte ich auch direkt am Wald wohnen, der eine südhessische Kiefernmonokultur war. Überhaupt fühlte ich mich in diesem Ort nicht sonderlich heimisch, auch wenn ich nur einige Kilometer entfernt geboren bin.

Mir war das südhessische Idiom nicht recht geläufig, genauso wenig wie das der heimatvertriebenen Egerländer, in deren Siedlung wir wohnten. Für meine bis heute nicht abgeschlossene Integration ins Südhessische dürfte der familiäre Migrationshintergrund verantwortlich sein: Meine Großeltern stammen aus Westpreußen, Oberhessen, Mittelfranken, Sachsen. Meine Eltern wiederum lernten sich in keiner dieser Gegenden kennen, sondern in Stuttgart, um sodann in Südhessen zu leben, wo ich schon bald nicht mehr zur Schule ging, sondern im benachbarten Bundesland und damit beinahe täglich eine Landesgrenze überschritt.

Da muss es nicht sonderlich zum Staunen bringen, dass man auch eine Sommerurlaubsheimat entwickeln kann. Kürzlich entdeckte ich sie wieder, aber nicht im Schwarzwald, sondern im Bayerischen Wald, als ich auf ein üppiges Waldheidelbeervorkommen stieß. Genau genommen löste es eine Erinnerung an dieses Heimatgefühl aus. Denn die Erfahrung, als Junge in ein Blaubeermeer zu fallen, kann ich ja nicht wiederholen.

Flüchtige Heimat

Lässt sich Heimat also auch in der Erinnerung finden? Dann kann sie kein noch so tiefgreifender Migrationsprozess infrage stellen. Womöglich lassen sich Heimatgefühle auch erträumen, indem man sich auf etwas freut, das einen auf ewig schöne Wege bergan wird. Heimat also kann so vieles sein, ist beweglich, fließend, muss nichts Statisches sein. Vielleicht des-

halb fühlte ich mich in dem Ort, wo ich aufgewachsen bin, vor allem auf dem Sportplatz aufgehoben. Wir liefen Runde um Runde – immer im Oval, was streng genommen keinen Sinn besaß, weil Start und Ziel zusammenfielen. Und doch: Es war eine wundersame Gelöstheit, die wir uns erliefen, indem wir immer wieder von Neuem unseren festen Standpunkt aufgaben ...

... was in der Natur des Menschen liegt. Denn er sitzt, liegt und steht nicht nur. Dank seiner Beine hat er die Begabung aufzubrechen, Grenzen zu überschreiten und manchmal die überraschendsten heimatischen Zusammenhänge herzustellen. Einander Liebende haben oft ein Lied, das beim Wiederhören eine bergende Vertrautheit aufleuchten lässt – egal an welchem Ort sie sich befinden. Indem Musik Traditionen mischen, verbinden und erweitern kann, gelingt es ihr manchmal in Sekundenbruchteilen, all jenen einen gemeinsamen Boden zu schenken, die eben noch einander fremd gewesen sind. Ähnliches lässt sich beim Spiel, im Sport, bei ausgelassenen Feiern erleben.

Das spricht nicht dagegen, sich an einem bestimmten Ort aufgehoben zu fühlen. Aber es reibt sich mit einem Verständnis, das die Heimat schützen will vor denen, die unterwegs sind, aus welchen Gründen auch immer. Wobei auch die Sesshaften vor Geborgenheitsverlusten nicht sicher sind. Die Zeit wandert und mit ihr der Mensch, selbst wenn er bleiben will. Es gilt Abschied zu nehmen: vom Kindergarten, der Schule, vom Beruf, von Menschen. Und mag es der natürliche Lauf der Dinge sein, so fühlt er sich doch oft wie ein Nein zum Leben an. Da gibt es Brüche, Risse, furchtbare Verluste. Ich halte es für normal, wenn man sich zuweilen auf kaum erträgliche Weise fremd fühlt – und das innerhalb der eigenen vertrauten Wände.

Womöglich machen Flüchtlinge Angst, weil sie einem vor Augen stellen, dass das eigene Leben flüchtig ist? Distanz, Skepsis bis hin zur Aggression – sie hat dann nichts direkt mit den Flüchtlingen zu tun, denen viele überhaupt nicht begegnen. Stattdessen handelt es sich um eine Angst vor dem kaum steuerbaren Unbekannten, das zum eigenen Leben gehört.

Ankommen und aufbrechen

Der Glaube verharmlost diese Angst nicht. Und erzählt, dass sie sich ins Gegenteil verkehren kann: Das Gefühl der Fremdheit entpuppt sich als eine ungeheuer schöne Möglichkeit. Und wer sich nicht immer ganz zu Hause fühlt, gilt nicht als schwach. Denn er verfügt über die starke Sehnsucht, nach einer Heimat zu suchen, die erst noch kommt. Davon erzählt die Exodusüberlieferung, die älteste biblische Tradition. Es ist die biblische Heimatgeschichte par excellence, hat allerdings eine jahrzehntelange Migration zum Inhalt. Sie weiß von einer Geborgenheit, die die Beweglichkeit des Lebens nicht leugnet. Und sie stellt die gewohnte, auch in Kirchen oft

übliche Perspektive im Umgang mit Flüchtlingen auf den Kopf. Denn sie betrachtet diese nicht als Hilfsempfänger, sondern als Akteure, als das von Gott erwählte Volk.

Die Hebräer hätten gegen eine Heimat im klassischen Sinn vermutlich nichts einzuwenden gehabt. Nur erfahren sie diese nicht in dem Land, in dem sie geboren sind, weil sie Sklaven sind. Ihre Heimat ist anderswo, eine Sehnsucht, die Beine macht. Das Ziel kennen sie vom Hörensagen, ihre Vorfahren stammen von dort: Kanaan, ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Und auch Mose, der das Volk in die honigsüße Geborgenheit leiten soll, ist nicht heimisch im landläufigen Sinn. Er ist zwischen den Kulturen aufgewachsen, einen seiner Söhne nennt er gar »Gerschom, denn, sprach er, ich bin ein Fremdling im fremden Lande« (Ex 2,22).

Hätte man die Lebensbedingungen der Israeliten in Ägypten nicht verbessern können, damit sie bleiben? Gott aber will keinen perspektivischen Fortschritt, sondern Freiheit. Sofort. Er kann sich nicht damit arrangieren, dass Menschen nach dem Willen anderer leben müssen. Die Flucht gelingt! Und nach zwei Jahren stehen die Hebräer an der Grenze ihres Sehnsuchtslandes. Dann aber reden sie potenzielle Schwierigkeiten groß und die zurückgelassene Sklaverei schön. Das ärgert Gott so sehr, dass sie ihren Willen bekommen: Nein, in die zur Heimat umgelogene Knechtschaft lässt er sie nicht zurück. Aber fast niemand von denen, die aus Ägypten flohen, wird Kanaan betreten. Ihre Kinder indessen, die im Lauf der insgesamt 40 Wanderjahre geboren werden, kommen hinein.

Selbst Mose betritt das gelobte Land nicht, kann es aber kurz vor seinem Tod schauen, womit klar ist: Bei der ersehnten Heimat handelt es sich um

Gott selbst hat offenbar keine feste Adresse. Er scheint jemand zu sein, der kommt und geht – und mit den Menschen gehen will.

kein unauffindbares Paradies, es ist real, den ursprünglichen Flüchtlingen aber verschlossen. Nur warum wandern sie noch Jahrzehnte weiter, da sie doch wissen, dass sie diese Heimat nicht unter ihre Füße bekommen? Weil sie sie schon auf dem Weg erleben – in Augenblicken sind sie bereits

angekommen, unterwegs geborgen. Davon erzählt das Himmelsbrot, das auf köstliche Weise fremd und – so übersetzt Luther – nach Honigsemmeln schmeckt. »Man hu?«, fragen sie: »Was ist das?« Daher wird es Manna genannt. Mit dem Manna hatten sie Honigheimat im Mund. Heimisch werden sie sich auch bei der Rast an Wasserquellen gefühlt haben. Oder beim Klang der silbernen Trompeten, die immer wieder zum Aufbruch bliesen.

Das vielleicht bewegendste und übrigens auch bewegliche Heimatsymbol dieser Erzählung ist die Stiftshütte. Es ist kein Eigenheim, auch kein Tempel, also kein fest gebautes Gotteshaus, sondern ein Zelt, aufbaubar, aber auch wieder abbaubar. Gott wohnt dort nicht, senkt sich aber manchmal per Wolke hinein. Womit Gott sich als bewegungsfreudig zeigt, zumal er die Wanderer auch in einer Wolkensäule begleitet und nachts in einer

Feuersäule. Gott selbst hat offenbar keine feste Adresse. Er scheint jemand zu sein, der kommt und geht – und mit den Menschen gehen will. Selbst als man in späteren Generationen sesshaft wurde und einen Tempel errichtete, hielt man in Israel die Erinnerung daran wach: Gott wohnt nicht im Tempel. Der konnte sich sogar in Bewegung setzen, schildern die Visionen des Propheten Ezechiel (Ez 9).

Ein Zelt kann eine Heimat ahnen lassen, die die Welt draußen nicht aussperrt. Gerüche und Geräusche dringen durch die Stoffbahnen ein. Wer einmal erfahren hat, wie sich eine gut gehütete Sicherheit augenblicklich erledigen kann und wie schnell sich das Leben plötzlich wie ein Provisorium anfühlt, kann in einer Hütte rasten und Atem holen. Dort lässt sich mitunter eine bergende Gottesnähe spüren, wie man sie selbst in Kirchen nicht immer erfahren kann, vielleicht überhaupt in keinem festen Gebäude – es sei denn, es ist das Wirtshaus im Spessart.

GEORG MAGIRIUS, geb. 1968, hat evangelische Theologie studiert und ist zum Pfarrer ausgebildet worden. Seit 2000 arbeitet er als freier Schriftsteller und Journalist für mehrere ARD-Hörfunksender. 2009 gründete er die Reihe GangART, eine fortlaufende Reihe spiritueller Tageswanderungen. Von ihm ist das Buch erschienen: »Unterwegs geborgen. Von der Suche nach Heimat«. Informationen im Internet: www.georgmagirius.de.

Wenn ich einen Traum von der Kirche habe, so ist es der Traum von den offenen Türen gerade für die Fremden, die anders sprechen, essen, riechen. Mein Haus wünsche ich mir nicht als eine für andere unbetretbare Festung, sondern mit vielen Türen. Heimat, die wir nur für uns selber besitzen, macht uns eng und muffig. Jeder Gast bringt etwas mit ins Haus, das wir selber nicht haben. Heimat und Exil gehören zusammen, weil wir ganz zu Hause auch im schönsten Haus nicht sind.

DOROTHEE SÖLLE

Im Einklang leben



Martin Kämpchen
Wahrhaftig sein
7 Schritte zur Lebenskunst

144 Seiten
Hardcover mit Leseband, 13 x 21,3 cm
€ 14,99 [D] / € 15,50 [A]
ISBN 978-3-8436-0821-3

Auch als eBook

Das eigene Leben zu leben ist Zielpunkt aller Wünsche und alles andere als selbstverständlich. Martin Kämpchen, Grenzgänger zwischen Europa und Indien, erschließt sieben Schritte der Lebenskunst aus christlichen und indischen Quellen.

Sein Buch spiegelt sein Leben in zwei Kulturen und eröffnet überraschend neue Blickwinkel auf die Suche nach einem authentischen, wahrhaftigen Leben.

- *Einfachheit • Glück und Wahrhaftigkeit • Muße • Trauer und Versöhnung*
- *Freundschaft • Dankbarkeit • Erinnern und Vergessen*



PATMOS

www.patmos.de

Die Kunst des Älterwerdens



Erni Kutter

Jahre, die uns geschenkt sind

Eine Spiritualität des Älterwerdens
für Frauen

144 Seiten

Paperback, 14 x 22 cm

€ 14,99 [D] / € 15,50 [A]

ISBN 978-3-8436-0717-9

Auch als eBook

Erni Kutter entwirft eine Spiritualität des Älterwerdens mit Blick auf die Erfahrungen und Bedürfnisse von Frauen, die ihre „geschenkten Jahre“ bewusst erleben und gestalten wollen.

Sie entdeckt weibliche Vorbilder in der Geschichte und Mythologie wie auch im Leben und den Netzwerken sozial engagierter Frauen von heute. Verbundenheit mit anderen Menschen, mit der Natur und mit spirituellen Kräften inspirieren, das Älterwerden als Chance zu innerem Reifen und Wachsen zu verstehen und anzunehmen. So entsteht das Bild einer Alterskultur für Frauen, die beherzt Ja sagen zu Stärke und Schwäche, zu Selbstbestimmung und Hilfsbedürftigkeit, zu den hellen und dunklen Seiten im Herbst des Lebens.



PATMOS

www.patmos.de